

Auf dem Weg zu neuen Familienformen

Dr. Marianne Pieper, geb. 1949, Studium der Soziologie, Erziehungswissenschaften und Psychologie an der Universität Hamburg, ist z. Zt. Gastprofessorin für qualitative empirische Sozialforschung an der Universität Gesamthochschule Kassel.

Der „kalte Abschied von der Familie“¹ scheint vollzogen. In Politikerreden, der Medienöffentlichkeit wie in Bereichen der Familiensoziologie grassiert das Phänomen des „Zerfalls der Familie“ als Krisenszenario von erheblicher Beharrungstendenz. Allmählich beginnt sich jedoch die Auffassung von familialen Wandlungsprozessen und einer „Pluralisierung familialer Lebensformen“² durchzusetzen.

Maßstab für die gegenwärtige Krisenhypothese bildet ein historisch bislang einzigartiges Phänomen: das „golden age of marriage“ der fünfziger und sechziger Jahre, als über 90 Prozent der Personen einzelner Jahrgänge heirateten und weit über 90 Prozent aller Kinder unter sechs Jahren zusammen mit beiden biologischen Eltern aufwuchsen.³ Ein Blick weiter zurück in die Sozialgeschichte läßt jedoch erkennen, daß zeitweise große Teile der Bevölkerung

1 So Susanne Mayer, in: DIE ZEIT, vom 23.12. 1994.

2 Franz-Xaver Kaufmann. Familie und Modernität, in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis/Michael Wehrspaun. Die „postmoderne“ Familie. Familiäre Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit, Konstanz 1988, S. 399.

3 Vgl. Hartmann Tyrell, Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. in: Kurt Lüscher/Franz Schultheis/Michael Wehrspaun, a.a.O., S. 151.

von Heirat und Familiengründung ausgeschlossen blieben oder weist beispielsweise für das Mittelalter eine Vielfalt von Familien- und Lebensformen aus.⁴ Die Pluralität von Familienformen stellt zwar historisch betrachtet kein Novum dar. Dennoch taucht in bemerkenswerter Einförmigkeit das Bild „der“ Familie wie eine vermeintliche Naturkonstante auf. Es scheint vielfach fraglose Übereinkunft darüber zu herrschen, was darunter zu verstehen sei: Die Kernfamilie, das heterosexuelle Paar in ehelicher Gemeinschaft, das mit „eigenen“, leiblichen Kindern zusammenlebt. Als besondere Kennzeichen dieses Familientypus, der sich erst im 19. Jahrhundert als Modell der „bürgerlichen Familie“⁵ etablierte, gelten also:

- Das Prinzip der monogamen, auf Dauer gestellten Ehe zwischen zwei gegengeschlechtlichen „Ehegatten“;
- die Zuordnung der Kinder zu den Eltern qua „Blutsverwandtschaft“, die dem Elternstatus die tendenzielle Unauflösbarkeit verleiht;
- das familiäre Zusammenleben im gemeinsamen Haushalt;
- die geschlechtsspezifische Rollenteilung, die beispielsweise der Frau besondere familiäre Arbeitsleistungen sowie an die Mutterschaft gekoppelte „Exklusiv-Verantwortlichkeiten“ für das „eigene“ Kind abfordert. Dem Mann werden dagegen Ernähr-, Beschützer- und Repräsentantenaufgaben zugeordnet.

Vater, Mutter, Kind(er) - mit dieser ebenso vertrauten wie bündigen Formel läßt sich die Struktur vieler Familien in unserer Gesellschaft jedoch kaum mehr beschreiben. Zwar bildet die Kernfamilie allen Krisenhypothesen zum Trotz immer noch das häufigste Modell von Elternschaft: So wuchsen 1987 immer noch 71 Prozent aller 15- bis 17jährigen bei beiden leiblichen Eltern auf.⁶ Neben dem herkömmlichen Familienmodell existiert jedoch eine bunte Vielfalt familialer Lebensformen: Mutter-Kind- oder Vater-Kind-Familien, Zwei-Mütter-Familien, lesbische Paare mit Kindern, schwule Väter, Familien mit Stiefmüttern oder -vätern, Wohngemeinschaften mit Kindern, Paare, die getrennt leben, aber ihre Kinder gemeinsam erziehen und schließlich Familiengründungen, die durch Reproduktionsmedizin zustandekommen. Neu an diesen Lebensformen ist, daß es sich immer weniger um (z. B. durch soziale Restriktionen oder Verwitwung) auferlegte Lebensformen handelt, sondern um Varianten privaten Zusammenlebens, die durch Entscheidungsschritte entstanden sind.

Angesichts der zahlenmäßig immer bedeutsamer werdenden Gruppe alternativer Formen von Elternschaft fällt es schwer, gegenwärtig noch von „der“ Familie zu sprechen. Das tradierte Familienmodell mit seiner „biolo-

4 Vgl. Ute Gerhard, *Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert*, Frankfurt/M. 1978, S. 99 ff; Michael Mitterauer/Reinhard Sieder, *Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie*. 2. Aufl., München 1980, S. 35 ff.

5 Heidi Rosenbaum, *Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts*, Frankfurt/M. 1982, S. 476.

6 Vgl. Karl Schwarz, *In welchen Familien wachsen unsere Kinder auf?* in: *Zeitschrift für Familienforschung*, 3/1989, S. 46

gisch-sozialen Doppelnatur"⁷ erfährt zunehmend Spaltungen und Wandlungen an seinem Kern: Immer häufiger kommt es vor, daß biologische Elternschaft nicht mehr mit sozialer Elternschaft als Sorge- und Erziehungsarbeit zusammenfällt. Das „Paket der alten Institution“ Familie ist aufgeschnürt, seine Teile werden zunehmend einzeln verfügbar und in verschiedenen Varianten kombinierbar.⁸ Das Kontinuitätsmuster der lebenslangen Ehebeziehung ist ins Wanken geraten. Die Kernfamilie stellt nicht länger die fraglos dauerhafte Form privater Lebensführung dar. Das Elternensemble wartet mit „Einsparungen“, Neu- und Umbesetzungen der tradierten Rollen auf. Hier sind sowohl Fragmentierungen des famihalen Kerns als auch Additionen zusätzlicher sozialer Eltern zu verzeichnen.

Wege in alternative familiäre Lebensformen: Pluralisierung biographischer Orientierungen und Auflösung von „Beständigkeit“

Wie sehen gegenwärtig die Entscheidungsprozesse, ein Kind zu bekommen, aus? Wie kommt es zu den neuen familialen Lebensformen? Welche Erfahrungen machen die Beteiligten darin? Eine am Institut für Soziologie der Universität Hamburg durchgeführte empirische Studie auf der Basis von insgesamt 40 narrativen Interviews ging diesen Fragen nach.⁹

Generell kann festgestellt werden, daß wir uns gesamtgesellschaftlichen Umwälzungsprozessen gegenübersehen. Im Zuge der Auflösung traditioneller Bindungen und Gewißheiten, die unter den Stichworten „Modernisierung“ und „Individualisierung“¹⁰ in der Soziologie Karriere machte, geriet auch die Kernfamilie in den Sog sozialer Veränderungsprozesse.¹¹ Sie bildet nicht mehr die alternativlose Form privaten Zusammenlebens mit Kindern. Eine Pluralisierung biographischer Orientierungen zeichnet sich ab. Elternschaft und Ehe werden nicht mehr unbedingt zusammengedacht. An die Stelle des in den fünfziger Jahren hochgradig verbindlichen „Muß“ zur Ehe ist die Heirat als Wahlmöglichkeit getreten. Angesichts der vorherrschenden heterosexuellen Leitbildvorstellungen kann jedoch der Weg in die Kernfamilie zunächst immer noch den Charakter alternativloser Unausweichlichkeit besitzen. In den Vorgeschichten gleichgeschlechtlicher Elternpaare fanden sich bei den biologischen Müttern und Vätern fast immer Heirat und Erfahrungen mit der Kernfamilie.

Vielfach zeichnet sich jedoch eine gewisse Distanz zum herkömmlichen Familienmodell ab. Gingen beispielsweise in den fünfziger Jahren viele

7 Rene König, Materialien zur Soziologie der Familie, Bern 1946. S. 66.

8 Vgl. Hartmann Tyrell, a.a.O., S. 145-156.

9 Grundlage der folgenden Ausführungen sind 40 narrative biographische Interviews mit Menschen, die in unterschiedlichen Lebensformen mit Kindern leben: Mutter-Kind-Familien, Vater-Kind-Familien, biologische und soziale lesbische Mütter, schwule Väter, Mütter in Wohngemeinschaften, Eltern, die nach der Trennung ihre Kinder weiter gemeinsam erziehen, Frauen, die durch reproduktionsmedizinische Eingriffe zur Mutter wurden; vgl. dazu auch die Beiträge in: Marianne Pieper (Hrsg.), Beziehungskisten und Kinderkram. Neue Formen der Elternschaft, Frankfurt/M./New⁷ York 1994.

10 Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt/M. 1986. S. 206 ff.

11 Vgl. Ulrich Beck, a.a.O., z. B. S. 206 ff.

Frauen noch nahtlos von der Herkunftsfamilie in die eigene Familie über, so gibt es heute ausgedehnte Phasen nichtfamilialen Lebens.¹² Längere Zeiträume nichtehelicher Lebensgemeinschaft gehen den „kindorientierten Eheschließungen“¹³ voraus. Die biographischen Orientierungen der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner zeigen eine Variationsbreite zwischen Aussagen wie: „Für mich war immer klar, daß ich heirate und Kinder bekomme (...)“ und einer tendenziell gebrochenen Haltung zur Ehe: „Ich wollte eigentlich auch gerne Kinder haben, heiraten wollte ich nicht so unbedingt.“ Zumeist besteht zwar der Wunsch nach einer dauerhaften Paarbeziehung. Die lebenslange Bindung an einen Partner/eine Partnerin ist jedoch häufig dem Muster von „Fortsetzungs-Beziehungen“¹⁴ gewichen. Aus Lebenspartnern werden zunehmend „Lebensabschnittspartner“. Das Wissen um ein mögliches Scheitern des Paar-Projektes wird zum Teil bereits in die Lebensperspektive eingebaut. Absprachen über die Regelung elterlicher Sorge für das Kind nach der Trennung verleihen den Verbindungen den Charakter von „Verhandlungsfamilien auf Zeit“.¹⁵

Für viele Menschen hat das tradierte Familienleitbild seine Attraktivität gänzlich verloren. Ihre Abkehr von der Kernfamilie ist häufig bestimmt vom vorgelebten Familienmodell der Elterngeneration. Starre innerfamiliäre Rollenteilungen, gekennzeichnet durch eine starke Mutterzuständigkeit und physisch wie emotional abwesende oder autoritäre Väter, sind ausreichende Negativbeispiele, um neue Lebensentwürfe zu formulieren. Männer wollen „nie wie mein Vater“ in großer emotionaler Distanz zu den Kindern leben. Frauen beabsichtigen „nicht in die typische Frauen- und Mutter-Rolle fallen“ zu wollen. Im „Dasein für andere“ lauert für sie die „Rollenfalle“ sozialer Isolierung und drastisch eingeschränkter Autonomiespielräume. Die Absage der 68er-Generation an die „repressiven Strukturen der Kleinfamilie“ wie auch die Kritik der Neuen Frauenbewegung an der Geschlechterhierarchie innerhalb der Kernfamilie deuten sich hier an. Einige lehnen zwar die mit der Kleinfamilie assoziierte Ehe ab, streben jedoch eine nichteheliche Lebensgemeinschaft mit Partner/Partnerin und Kind(ern) im Rahmen einer Wohngemeinschaft an. Für einige Frauen stellt die Mutter-Kind-Familie eine von Beginn an bewußt gewählte Lebensform dar.

Selten existieren die jeweils gelebten Familienformen bereits als biographischer Entwurf von Anfang an. Charakteristisch ist, daß - anders als in früheren Generationen - einmal getroffene Entscheidungen den Charakter von Endgültigkeit eingebüßt haben und revidierbar geworden sind:¹⁶ „Das

12 Vgl. Hanns-Georg Brose/Monika Wohlrab-Sahr/Michael Corsten. Soziale Zeit und Biographie. Opladen 1993, S. 53.

13 Rosemarie Nave-Herz, Bedeutungswandel von Ehe und Familie, in: Hans-Joachim Schulze/Tilman Mayer (Hrsg.), Familie: Zerfall oder neues Selbstverständnis?. Würzburg 1987, S. 20.

14 Frank Furstenberg spricht von „Fortsetzungsehen“, vgl. ders., Fortsetzungsehen, in: Soziale Welt, Heft 38, 1988, S. 29-39.

15 Ulrich Beck, a.a.O., S. 208.

16 Vgl. Rosemarie Nave-Herz, Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland, in: Rosemarie Nave-Herz/Manfred Marckfeld (Hg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 2: Familienforschung, Neuwied/Frankfurt/M. 1989, S. 220.

hing eigentlich als ganz normale Familie an", „Da bin ich mehr oder weniger so reingeschlittert" oder „Das hat sich so ergeben, da war ich eigentlich gar nicht darauf vorbereitet", solche und ähnliche Statements zeigen, daß die Wahl einer neuen Lebensform sich oft eher den Notwendigkeiten zur Neuorientierung aufgrund der „Wechselfälle des Lebens" verdankt als einem weit vorausplanenden biographischen Entwurf. Häufig durchlaufen Frauen und Männer im Zuge ihrer Erwachsenenbiographie eine Reihe unterschiedlicher Formen des privaten Zusammenlebens, die sich zu „*Lebensformkarrieren*" addieren. Schritten der Abkehr von der Kernfamilie folgten häufig wieder Annäherungen an das tradierte Modell, zumeist jedoch ohne Eheschließung, wenn eine neue Partnerschaft neue Glücksmöglichkeiten versprach.

Zumeist waren es in den vorliegenden Interviews die Frauen, die Partnerschaften aufkündigten. Hier deutet sich ein neues weibliches Anforderungsprofil bezüglich der männlichen Partner an. Sie sollen sowohl als Beziehungspartner wie auch als Väter Präsenz zeigen und sich aktiv an der Übernahme elterlicher Verantwortung und Sorgearbeit beteiligen. Einige Frauen entschieden sich bereits während der Schwangerschaft gegen den Partner und für das Kind: „(...) weil mir das doppelt zuviel gewesen war, ich hatte so das Gefühl gehabt, ich hätte dann zwei Kinder", lautet die Begründung einer Interviewpartnerin. Oft werden die Männer vom Aufbruch der Frauen überrascht. Deren vorherige Zeichen von Unzufriedenheit hatten sie nicht als Impulse zur Konfliktlösung verstanden, sondern bagatellisiert oder ausgeblendet. Auch wenn die Initiative zur Trennung vielfach von den Frauen ausgeht und einige von ihnen zunächst eine Art Euphorie erleben in der Erkenntnis „Ich schaffe es auch alleine" - Neuorientierungen stellen für beide Geschlechter zumeist schmerzhafteste Prozesse dar. Trennungen und Scheidungen werden oft als individuelles Scheitern empfunden und bedeuten für viele einen Zusammenbruch ihrer bislang existierenden biographischen Entwürfe und Hoffnungen.

Lesbische Mütter und schwule Väter dagegen hatten oft schwierige Such- und Selbstfindungsprozesse zu bewältigen, verbunden mit der Schwellenangst, sich mit dem Erkennen ihrer homosexuellen Identität zugleich auch zu einer sozial stigmatisierten Gruppe zu zählen. Sie erleben jedoch die vollzogene Lösung aus der heterosexuellen Kernfamilie vielfach als erleichternden Schritt einer gelungenen Befreiung.

Wunsch Kinder - Planungskinder - Zufallskinder

Anders als die Ehe ist jedoch die Mutterschaft nicht zur leicht abwählbaren Alternative geworden. Zwar stellt Kinderlosigkeit „keine seltene Anomalie"¹⁷ mehr dar, das bedeutet jedoch nicht, daß das Kind seinen Stellenwert im weiblichen Lebensentwurf eingebüßt hat. Im Gegenteil: Aussagen der Interviewpartnerinnen wie zum Beispiel: „Für mich gehören Kinder

¹⁷ Günter Burkart, Individualisierung und Elternschaft - Das Beispiel USA. in: Zeitschrift für Soziologie. 3/1993, S. 161.

dazu" oder „Und dann wollte ich gerne ein Kind" verweisen auf eine biographische Orientierung, die das Kinderbekommen als lebensgeschichtliche Selbstverständlichkeit fest im sozialen Normenhimmel verankert hat. Warum sie Kinder wollen, ist für die meisten Frauen nicht begründungsbedürftig. Lediglich die Frage des Zeitpunktes steht für einige zur Disposition. Die Interviews verdeutlichen vielfach den enormen emotionalen Stellenwert, den das Kind gerade für den weiblichen Biographieentwurf besitzt. In den Vorstellungen von Weiblichkeit und Frausein besitzen Schwangerschaft und Kinderbekommen nach wie vor eine vergleichsweise zentrale Bedeutung. Der Wunsch nach einem Kind fungiert oft als Chiffre für eine Vielzahl von Verheißungen und Sehnsüchten nach Refugien privaten Glücks und des Erlebens weiblicher Potenz und Kreativität. Als Symbol für diese imaginierten Glücksmöglichkeiten entwickelt der Kinderwunsch eine erhebliche Sogkraft, scheint seine Realisierung den Frauen doch die Sicherheit einer klaren gesellschaftlichen Verortung, soziale Anerkennung und gleichzeitige Einlösung von Sehnsüchten nach emotionaler Nähe und kontinuierlicher Beziehung zu versprechen. Auch bei Frauen, die zunächst vor dem Hintergrund ihrer politischen Orientierung ganz vehement gegen die Mutterschaft votiert hatten, taucht der Wunsch nach einem Kind oft im weiteren Verlauf der Lebensgeschichte mit einer besonderen Intensität und Dynamik wieder auf. Mutterschaft ohne biologische Zugehörigkeit zum Kind wird von den meisten Frauen nicht in Erwägung gezogen und bildet bei unfreiwilliger Kinderlosigkeit oft keine akzeptable Alternative, solange Reproduktionsmedizin die Hoffnung auf „biologisch eigene" Kinder nährt.

Mußte das Kinderbekommen in anderen Epochen noch als „stiller Zwang"¹⁸ bzw. als biologisches Schicksal hingenommen werden, so geriet es angesichts der Verfügbarkeit relativ sicherer Antikonzeptiva und des Schwangerschaftsabbruches prinzipiell zur Entscheidungsfrage. Es zeigt sich aber, daß es für viele Frauen keine einfachen und ambivalenzfreien Antworten auf die „Kinderfrage" gibt. Sowohl eine Entscheidung für als auch gegen ein Kind läßt sich kaum noch fällen im Widerspruchsfeld zwischen sozial erzeugten emotionalen Bedürfnislagen und den Bedingungen, unter denen Mutterschaft heute zum Risiko im weiblichen Biographieverlauf geworden ist. Zwar ist in einigen Interviews von „Planung" und „Wunschkindern" die Rede, häufig findet die Entscheidung für oder gegen das Kinderhaben aber erst während der Schwangerschaft statt. In ihren schwierigen und belastenden Entscheidungsprozessen fühlen sich Frauen oft zwischen gegensätzlichen Empfindungen und Überlegungen hin- und hergerissen. Auf der einen Seite sprechen rationale Erwägungen eines Autonomieverlustes, die Frage der Vereinbarkeit von Beruf/Ausbildung und Mutterschaft und der Anspruch auf persönliche Unabhängigkeit gegen das Leben mit einem Kind.

18 Barbara Sichtermann. Ein Stück neuer Weiblichkeit: Der Kinderwunsch, in: Dies., Weiblichkeit. Zur Politik des Privaten, Berlin 1983, S. 22.

Das Gegengewicht bilden starke gefühlsmäßige Impulse, sich für die Fortsetzung der Schwangerschaft zu entscheiden. Solche Dilemmata sind kaum lösbar. Weder der „richtige Zeitpunkt“, noch die „richtigen Bedingungen“ für die Mutterschaft lassen sich finden. Eine auffallend große Zahl von Frauen neigt dazu, sowohl den Eintritt als auch die Entscheidung zur Fortsetzung der Schwangerschaft dem „Walten der Natur“ oder einer schicksalhaften „Vorsehung“ zu überlassen, die das Kind für sie „bestimmt“ habe.

Auch wenn sich die „Planbarkeit des Nachwuchses“ oft als Mythos erweist - mehr als die Hälfte der Kinder kommt „ungeplant“ -, die *Möglichkeit* zur Entscheidung in der Kinderfrage hat nachhaltige biographische Konsequenzen für die Frauen.¹⁹ Mit den neuen Entscheidungsspielräumen entstand nicht nur der Zwang zur Wahl, sondern auch die individualisierte Verantwortung. Wo Mutterschaft entscheidbar wird, haben Frauen — oft in isolierter Selbstzuständigkeit - von der Verhütung bis zum Kinder„hüten“ alle Risiken selbst zu verantworten und zu tragen. In den Biographien der interviewten Männer hingegen zeichnet sich ein anderes Bild in der „Kinderfrage“ ab. Bereits der Kinderwunsch wird kaum je artikuliert und erscheint daher eigentümlich „vaterlos“. Auch die Erwähnung der partnerschaftlichen „Planung“ des gemeinsamen Kindes bildet eher die Ausnahme. Frauen fungieren hier entweder als „treibende Kraft“ („dann wollte Claudia 'n Kind“, konstatiert beispielsweise ein Mann) oder die Schwangerschaft stellt sich schicksalhaft wie ein Naturereignis ein („dann war se wieder schwanger“), das Kind „passiert“ oder „kommt“ als „Zufallsprodukt“ (wie es andere Väter formulieren).

„Zerfallsprodukte“ der familialen Kernspaltung oder alternative Familienformen?

Noch immer gilt die Kernfamilie als „Normalform“ von Elternschaft. Gemessen am Normaltypus erscheinen andere Lebensformen als „Zerfallsprodukte“ der Spaltung am familialen Kern. Ihnen haftet der Ruch von Ersatzlösungen und Provisorien an. Das Defizit schwingt mit, wenn immer noch die Vorstellung des „broken-home“ bzw. der „unvollständigen Familie“ auftaucht, von „Scheidungswaisen“ die Rede ist oder auch von „Ein-Eltern-Familien“. Öffentlich in Mißkredit geraten gerade diese Lebensformen, weil in ihnen beispielsweise Ursachen für ein Anwachsen der Gewaltbereitschaft unter Kindern und Jugendlichen gesucht werden.²⁰ Die gedankliche Befangenheit im kernfamilialen Normaltypus „der“ Familie verdeckt jedoch den Blick auf die Veränderungen und Lebensgestaltungen von Menschen, die andere Formen von Elternschaft leben.

Mit den neuen Lebensformen haben sich nicht gleichzeitig die Leitbilder gewandelt. Menschen, die alternative Formen von Elternschaft praktizieren,

19 Vgl. auch: Andrejs Urdze/Maria S. Rerrich, *Frauenalltag und Kinderwunsch. Motive von Müttern für oder gegen ein zweites Kind*, Frankfurt/M., New York 1981. S. 50.

20 Vgl. z. B. *Der Spiegel* 9/1993 zum Thema: „Kinder, die töten“.

müssen immer noch ohne Vorbilder auskommen. Für sie gilt es, ihre Form des Zusammenlebens gleichsam „selbst neu zu erfinden“ und sie gegen den „main stream“ einer Orientierung an der „vollständigen Familie“ zu behaupten. Die Suche nach Handlungsorientierungen deutet sich in nahezu allen Interviews an. Die sozialen Veränderungsprozesse sind schwierig und verlaufen ungleichzeitig: Während Männer nicht nur in den Rechten, sondern vor allem auch in den Pflichten den Weg vom Ernährer zum psychosozialen Vater nehmen müssen, was so wenig selbstverständlich ist, daß ihnen als alleinerziehenden Vätern immer noch mit einem „Vaterbonus“ begegnet wird, ist es für Frauen schwer, sich von den Ansprüchen und Zuschreibungen an die mütterliche Exklusiv-Verantwortlichkeit für das Kind ein Stück weit zu lösen. So fällt bei der Betrachtung der alternativen familialen Lebensformen auf, daß der „harte Kern“ der Familie - bestehend aus Mutter und Kind(ern) - vergleichsweise selten aufgespalten wird. Auch wenn sich das weibliche Erwerbsverhalten zunehmend an das dominante männliche Muster annähert, hat eine Angleichung der Geschlechter bei der Teilung von Sorgearbeit und Verantwortlichkeiten für die Kinder bislang nur in zaghaften Ansätzen stattgefunden. Ausgehend von dem gesellschaftlichen Konstrukt einer „naturgegebenen Mutterhebe“ blieb mit der „Mutterpflicht“ einer exklusiven Sorgearbeit und Verantwortung für das Wohl des Kindes die Kernstruktur der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung bislang weitgehend unangetastet.²¹ Im „Dasein für andere“ und der selbstverständlichen Übernahme der unbezahlten Reproduktionsarbeit bilden Frauen nach wie vor — wie Ulrich Beck formuliert — gleichsam „das hintere Stützbein“ der Industriearbeit.²²

Hier sollen exemplarisch einige der zahlenmäßig bedeutsamen neuen familialen Lebensformen dahingehend betrachtet werden, ob sie „echte“ Alternativen zum Kernfamiliermodell bieten, wo die Verantwortung für das Kind und die Last der Sorgearbeit geteilt wird und nicht mehr gleichsam „naturwüchsig“ den Frauen allein zufällt.

Das Muster einer weitgehend ungebrochenen weiblichen Zuständigkeit für das Kind deutet sich auch bei den sogenannten *Ein-Elter(n)-Familien*²³ an. Ihr Anteil ist deutlich gestiegen und beträgt knapp 14 Prozent aller Haushalte mit minderjährigen Kindern.²⁴ Zwar ist die Zahl der alleinerziehenden Väter in den letzten Jahren gewachsen, aber *Mutter-Kind-Familien* stellen mit 86 Prozent die eindeutige Mehrheit dieser Familienform.²⁵ Die Ausgangslagen

21 Vgl. Yvonne Schütze, Die gute Mutter. Zur Geschichte des normativen Musters „Mutterliebe“, Bielefeld 1986, z. B. S. 86 ff.; Hilge Landweer, Das Märtyrerinnenmodell. Zur diskursiven Erzeugung weiblicher Identität, Pfaffenweiler 1990, S. 126 ff.

22 Ulrich Beck, Der Konflikt der zwei Modernen, in: ders., Politik in der Risikogesellschaft, Frankfurt/M. 1991, S. 185.

23 Die Begriffsbildung „Ein-Eltern-Familie“ zeigt, daß eine sprachliche Normalisierung dieses Familientypus noch nicht erreicht wurde: Der fehlende Part klingt in der Benennung noch an. Christa Hoffmann-Riem schlägt den Gebrauch der im Mittelalter noch üblichen Singularform „Eiter“¹ vor, um die Entwicklung der Singualisierung von Elternschaft sprachlich einzuholen; vgl. dies., Elternschaft ohne Verwandtschaft: Adoption, Stiefbeziehung und heterologe Insemination, in: Rosemarie Nave-Herz/Manfred Marckfeld, a.a.O., S. 390.

24 Vgl. Rüdiger Peukert, Familienformen im sozialen Wandel, Opladen 1991, S. 100 f.

25 Rüdiger Peukert, a.a.O., S. 100.

sind unterschiedlich: Es werden sowohl ledige, verwitwete als auch geschiedene Frauen mit Kindern zu dieser Familienform gerechnet. Handelte es sich in der Nachkriegszeit vorwiegend um verwitwete Frauen und deren Kinder, so sind es heute vielfach Frauen, die sich nach einer Phase der Kernfamilie bewußt entscheiden, ihre Paarbeziehung aufzukündigen. Wurden Prozesse der Trennung und Neuorientierung bewältigt, zeigt dieser Familientypus Züge einer ausgeprägten Neukonsolidierung. Da wird die „Leerstelle“ des Vaters in unterschiedliche Funktionen ausdifferenziert (Ernährer, Liebespartner, Gesprächspartner in Fragen der Kindererziehung, Erziehungsbeteiligter, männliche Identifikationsfigur für die Kinder) und durch Dritte neu besetzt.²⁶ Für die einzelnen Dimensionen organisieren Frauen Teillösungen, indem sie versuchen, die Funktionen selbst auszufüllen (wie etwa die Ernährerrolle) oder andere Personen und Institutionen einzubeziehen: Großeltern, Schwestern, Tagesmütter und deren Ehemänner, andere Alleinerziehende, Freunde und Bekannte fungieren hier als ein soziales Stützsystem mit einem elterlichen Aufgabenprofil. Die Zuschreibung der „Unvollständigkeit“ dieses Familientypus erweist sich auch insofern als unhaltbar, als manche Mutter-Kind-Familie weit weniger isoliert lebt als viele Kernfamilien.

Gleichzeitig ist zu erkennen, daß Frauen die alltagspraktische, soziale und materielle Organisation ihrer Familienform unter großen Anstrengungen leisten und ihre Familien selbst oft als defizitär empfinden. Die Ursachen liegen jedoch nicht in der Familienform an sich, sondern in einer sozialen Organisation von Elternschaft und Kindererziehung, die am Modell der Kernfamilie ausgerichtet ist. Hier verdeutlichen sich in zugespitzter Form die Widersprüche des Lebenszusammenhanges von Frauen als Müttern: Das gesellschaftliche Modell zur Reproduktion von Nachwuchs stellt sich zumeist als weibliches Privatunternehmen dar, das Mütter, analog zur geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung aus Opferbereitschaft und Hingabe, allein - jedoch ohne ökonomische Profitinteressen - betreiben sollen. Mutterschaft droht hier zum Armutrisiko für Frauen zu werden.²⁷ Es läßt sich erkennen, in welchem Maße es bislang an institutionellen, sozial- und arbeitspolitischen Möglichkeiten fehlt - wie z. B. flexible Teilzeitarbeit und entsprechende angepaßte Kinderbetreuungsangebote -, um den Frauen eine Absicherung ihrer Familie zu ermöglichen. Die Erzählungen der Interviewpartnerinnen belegen neue Chancen von Entwicklungsprozessen der eigenen Person, jedoch zugleich auch die Konflikte eines „gepaltenen Lebens“²⁸, das Frauen bzw. deren Ressourcen im „Mehrfachdasein“ als Mutter, Frau und Berufstätige zu fragmentieren droht. Lösungen und Synchronisationen der widerstreitenden

26 Vgl. dazu ausführlicher: Barbara Brörmann/Ulrike Gschwendtner/Uta-Maria Möller/Angelica Ronzano/Frauke Schwarting, „Das kann ich genausogut alleine machen ...“. Die Mutter-Kind-Familie als eine alternative familiäre Lebensform, in: Marianne Pieper (Hrsg.) a.a.O., S. 114-165.

27 Alleinerziehende sind z. B. überproportional von Arbeitslosigkeit betroffen, vgl. Deutscher Bundestag. 12. Wahlperiode. Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland - Zukunft des Hunranvermögens. Fünfter Familienbericht, Drucksache 12/7560. Bonn 1994. S.159.

28 Barbara Brörmann u. a., a.a.O., S. 157.

Anforderungen verlangen eine „Chamäleonfähigkeit“²⁹, muten oft als „ein Tanz entlang der Grenze“ an und müssen bislang immer wieder individuell gefunden werden.

Wohngemeinschaften werden von Müttern als Lebensform gewählt, die ihnen Chancen bieten soll, einer „Reduktion auf die Mutterrolle“ zu entkommen.³⁰ Von Mitbewohnerinnen und Mitbewohnern erhoffen sie Unterstützungsleistungen und Entlastungen bei der Alltagsbewältigung des Lebens mit einem Kind. Die Praxis von interviewten Frauen in Wohngemeinschaften zeigt ein differenziertes Bild.³¹ In dieser über „Wahlverwandtschaft“ strukturierten Form des Zusammenlebens sind zahlreiche Varianten „mit-elterlicher“ Verantwortungsübernahme von relativ unverbindlicher, sporadischer Betreuung der Kinder nach dem Lustprinzip bis hin zu hochgradig verbindlichen Formen von Co-Elternschaft möglich. Wo Mitbewohner im Rahmen „multipler Elternschaft“³² Bereitschaft aufbringen, verbindliche Sorgearbeiten zu übernehmen, bietet die Lebensform Wohngemeinschaft den Müttern Freiräume, die sie beispielsweise als Alleinerziehende kaum nutzen könnten. Voraussetzung ist neben der Sorge- und Verantwortungsbereitschaft der Mitbewohner, daß es den biologischen Müttern gelingt, sich von ihrer Exklusiv-Verantwortlichkeit für das Kind ein Stück weit zu lösen und anderen Freiräume zur Aneignung der Betreuungskompetenzen zu überlassen. Hier liegt vielfach das Dilemma: Angesichts der normativen Zuschreibungen an die „gute Mutter“ fühlen sich Frauen oft trotz der Übertragung elterlicher Aufgaben an Dritte weiterhin „hauptverantwortlich“, und die errungenen Autonomiespielräume können immer wieder durch Schuldgefühle („Hab ich auch genug getan für mein Kind“) überschattet werden. Wo es jedoch gelingt, die Zweifel abzustreifen, wird die Beteiligung anderer Personen an der Kindererziehung außerordentlich positiv bewertet. Dies gilt zunächst für das Wohl der Kinder, deren besondere Selbständigkeit und Kontaktfreudigkeit auf den Einfluß der größeren Zahl an Bezugspersonen zurückgeführt wird. Mütter heben aber auch die Kommunikationschancen hervor, die ihnen diese Lebensform bietet sowie die Möglichkeit, Elternschaft, Berufstätigkeit und andere Lebensinteressen zu integrieren.

Geteilte Elternschaft nach Trennung als praktizierte gemeinsame Sorgearbeit für die Kinder nach Auflösung der Paarbeziehung ist bislang öffentlich kaum wahrgenommen worden. Die Vorstellung, daß mit einer Beendigung der Paarbeziehung auch „die Familie“ bzw. die biologisch-soziale Elternschaft als gemeinsames Projekt endet, scheint tief verankert. Eine Über-

29 Maria S. Rerrich. Balanceakt Familie. Zwischen alten Leitbildern und neuen Lebensformen, Freiburg 1988. S. 122.

30 Daten über Wohngemeinschaften sind bislang nicht vom Statistischen Bundesamt erhoben worden. Schätzungen zufolge lebten um 1980 bereits 200 000 bis 450 000 Personen in Wohngemeinschaften, in etwa 10 Prozent dieser Gemeinschaften leben Kinder, vgl. Erika Spiegel. Neue Haushaltstypen, Frankfurt/M./New York 1986. S. 133.

31 Vgl. dazu ausführlicher: Martina Dernehl/Uta Spille/Torsten Wezel, „Ein anderes Leben praktizieren“. Mütter in Wohngemeinschaften, in: Marianne Pieper (Hrsg.), a.a.O., S. 200-234.

32 Sigrid Metz-Göckel/Elke Nyssen. Frauen leben Widersprüche: Zwischenbilanz der Frauenforschung, Weinheim. Basel 1990, S. 169.

nähe elterlicher Sorge und Verantwortlichkeit durch den Vater steht quer zum traditionellen Männerbild.³³ In dem Maße jedoch wie Väter den Eigenwert der Beziehung zum Kind entdecken und Frauen eigenständige erweiterte Lebensperspektiven für sich beanspruchen, dürfte dieser Typus von Elternschaft nach Trennung der Paarbeziehung attraktiv werden.

Alle in diesem Zusammenhang interviewten Väter waren bereits vor der Beendigung der Paarbeziehung mehr als dies im tradierten Familienleitbild vorgesehen ist, an der Sorgearbeit für das Kind beteiligt.³⁴ Es existierte eine grundsätzliche Übereinkunft darüber, die Erziehung des Kindes auch nach der Trennung weiterhin gemeinsam zu übernehmen und zu verantworten. Rechtliche Regelungen (wie etwa die eines geteilten Sorgerechtes) scheinen jedoch weit weniger ausschlaggebend für die Wahl dieser Lebensformen nach der Trennung zu sein als das grundsätzliche Einverständnis des Paares, allen Beziehungsproblemen zum Trotz eine gemeinsame Sorge ausüben zu wollen. Aushandlungsprozesse bezogen sich lediglich auf Form und Umfang der Teilung. Hier fanden Paare unterschiedliche Arrangements: Feste Regelungen, in denen die Sorgearbeit für das Kind an Werk- und Wochentagen gleichmäßig aufgeteilt wurde, flexible Regelungen, die z. B. unregelmäßige Arbeitszeiten und die Wünsche des Kindes berücksichtigten, oder dynamische Regelungen einer sich erst im Zuge des Aushandlungsprozesses ausweitenden väterlichen Beteiligung an der Sorge.³⁵ Die geteilte Elternschaft nach der Trennung stellt eine höchst voraussetzungsvolle Leistung aller Beteiligten dar. Sie erfordert auch nach der Trennung der Paarbeziehung eine fortbestehende Dialog- und Konsensbereitschaft der Eltern zur Regelung der Belange des Kindes. Zudem müssen beide ihre Sorgearbeit mit ihren Berufskarrieren abstimmen. Arbeitsmarktanforderungen erhöhter Mobilität und Flexibilität wie auch fehlende Kapazitäten an Kindertagesstätten und Ganztagschulen verlangen oft von beiden Eltern, ihr berufliches Engagement zugunsten der Versorgung der Kinder zurückstellen und ihre wöchentliche Arbeitszeit zu reduzieren. Modelle väterlicher Verantwortungsübernahme belegen, wie gut eine Übernahme elterlicher Sorgearbeit und Verantwortlichkeit in den männlichen Lebenszusammenhang integrierbar ist.

Lesbische Mütter wurden bislang weder in der familiensoziologischen Diskussion noch in der sozialen Öffentlichkeit sichtbar: Sie stellen gewissermaßen ein „Tabu im Tabu“ dar. Schätzungen für das Jahr 1978 gingen von 650.000 lesbischen Müttern in der BRD aus.³⁶ Gemessen am heterosexuellen biologischen Reproduktionsmonopol scheinen sie einen „Widerspruch in sich“ zu bilden. Eine lange Tradition der Verfolgung, Pathologisierung und

33 Nur schätzungsweise 2-4 Prozent aller Väter praktizieren eine egalitäre Arbeitsteilung innerhalb ihrer Familien, vgl. Doris Hess-Diebäcker/Marlene StenvHilbers. Partnerschaftsideologie und das Modell der geteilten Elternschaft nach Trennung, in: Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung (Hg.). *La Mamma. Beiträge zur sozialen Institution Mutterschaft*. Köln 1989, S. 135.

34 Vgl. ausführlicher dazu: Ingrid Wilmer, „Die Hälfte der Woche lebt Katja jetzt beim Vater“. Wege zur geteilten Elternschaft nach der Trennung, in: Marianne Pieper (Hrsg.), a.a.O., S. 166-189.

35 Vgl. ebd., S. 186 ff.

36 Uli Streib, *Von nun an nannten sie sich Mütter. Lesben und Kinder*, Berlin 1991. S. 20.

Diskriminierung hat gesellschaftliche Vorstellungen „der“ lesbischen Frau als „Mann-Weib“ geformt, das sich seiner „natürlichen Bestimmung“ als Mutter entziehe.³⁷ Diese Spaltung in Lesben und Mütter setzte sich auch in die lesbischen Selbstbilder hinein fort und beeinflusste sowohl die lesbische Kultur als auch die politische Programmatik der Lesbenbewegung. Lesbische Mütter sitzen damit gleichsam „zwischen allen Stühlen“. Weder in der heterosexuellen Öffentlichkeit als Lesbe noch in der Lesbenkultur als Mutter fühlen sie sich beheimatet.

Die meisten der interviewten lesbischen Mütter hatten zuvor eine Phase der heterosexuellen Kernfamilie durchlaufen, aus der auch die Kinder stammten.³⁸ Oft vollzieht sich der Bruch mit der heterosexuellen Lebensweise schrittweise. Lange Selbstfindungsprozesse, häufig gekennzeichnet von Ängsten und Zweifeln waren ihrem „Coming out“ und dem Leben in einer lesbischen Paarbeziehung mit Kindern vorausgegangen. Biologische und soziale Mütter haben hier unterschiedliche Ausgangspositionen beim gemeinsamen Familienbeginn. Soziale lesbische Mütter kommen - oft ohne vorherigen Kinderwunsch - zur Elternschaft. Das kann insbesondere in der Anfangsphase Rivalitäten zwischen sozialer Mutter und dem Kind bedeuten und die Paarbeziehung mit Konflikten belasten. Es gilt, gleichzeitig die Paar- und die Beziehungsebene auszuhandeln. Anders als in heterosexuellen Stiefbeziehungen ist die Anlehnung an ein gesellschaftlich akzeptiertes Elternmodell kaum möglich, denn die Mutterrolle ist bereits „besetzt“. Wie die Interviews zeigen, besteht darin die Chance, eine Lebensform innerfamiliärer Arbeits- und Verantwortungsteilung ohne überkommene geschlechtsspezifisch hierarchische Strukturen zu etablieren, wenn die soziale Mutter zur „Vize-Mama“ für das Kind wird. Voraussetzung ist, daß die biologischen Mütter bereit sind, die Verantwortung für die Kinder zu teilen, und die sozialen Mütter eine Bereitschaft zur Übernahme der Mit-Mutterschaft entwickeln. Der unsichere Status der sozialen Mutterschaft nach innen und außen erschwert allerdings tendenziell die Übernahme der Mitverantwortung.

Ein offener, selbstbewußter und selbstverständlicher Umgang mit ihrer lesbischen Lebensform erweist sich sowohl den Kindern als auch der sozialen Umwelt gegenüber als erfolgreiche Strategie, mit dem Konfliktpotential sozialer Diskriminierung umzugehen, dem sich diese Familienform immer noch gegenüber sieht.

„Das Beste fürs Kind“: Neue Lebensformen - alte Leitbilder

Die Erfahrungen in den verschiedenen Formen von Eltern- bzw. Mutterschaft zeugen von Balanceakten und Widersprüchen gerade im Umgang mit der Verantwortlichkeit für das Kind. Eßer werden Grenzen der Lebensformen sichtbar, aber auch bereits gelebte Möglichkeiten neuer Gestaltung

³⁷ Vgl. Ebd. S. 23 ff.

³⁸ Vgl. dazu ausführlicher: Sybille König/Angelika Thiel/Gabriele Wagner, „Und auf einmal lebte ich so, wie ich immer leben wollte“. Lesbische Mütter — soziale Mütter, in: Marianne Pieper (Hrsg.), a.a.O., S. 45-83.

von Elternschaft. Daß es sich bei den familialen Lebensformen um etwas anderes als „Spaltprodukte“ eines Zerfallsprozesses handelt, zeigen Formen der Neuverteilungen im elterlichen Aufgabenfeld. Hier präsentieren sich die neuen Formen als mögliche Alternativen zum tradierten Familienmodell.

Während die Paarbeziehungen kündbar werden, scheinen die Verpflichtung gegenüber den Kindern anzuwachsen. Mit den neuen Lebensformen sind jedoch die alten Leitbilder nicht untergegangen: Die Verantwortung für das eigene Kind ist immer noch weitgehend bei den Müttern geblieben. Das zeigt sich insbesondere an den Zuschreibungen allumfassender mütterlicher Verantwortlichkeit für das physische und psychische Kindeswohl, die an die biologischen Mütter adressiert sind. Was „das Beste für's Kind“ ist, formulieren nicht nur Ratgeberliteratur und soziale Umwelt, auch die Frauen haben diese ständig anwachsenden Ansprüche verinnerlicht und spüren eine „Wahnsinnsverantwortung“. Gerade wenn sie sich von den Vorgaben der überkommenen Kernfamilie gelöst haben und beginnen, die Sorgearbeit und Verantwortung für das Kind auch auf Dritte zu übertragen, holt sie das alte Leitbild über Anforderungen und Schuldgefühle wieder ein. Die interviewten alleinerziehenden Väter empfanden diesen Verantwortungsdruck nicht in gleicher Weise. Dagegen laufen alleinerziehende Mütter „ständig mit einem schlechten Gewissen herum“, weil sie befürchten, neben Ausbildung/Beruf und dem Anspruch auf „ein Stückchen eigenes Leben“ zu wenig Zeit für ihre Kinder zu haben, als Bezugsperson nicht rund um die Uhr verfügbar zu sein. Andere Frauen haben Angst vor „Spätfolgen“ in der psychischen Entwicklung ihrer Kindern, weil sie ihnen „keine intakte Familie geboten“ haben. Da kann sich im Alleinerziehen „der selbstmörderische Perfektionismus“ aufbauen, „den Kindern beide Elternteile ersetzen“ zu müssen. Quer durch alle Varianten der Mutter-Kind-Familien ist das Abarbeiten an der „fehlenden Vaterfigur“ zu erkennen. Hier herrscht die durch Psychologie inspirierte Einstellung vor, Kinder benötigten zur gelungenen seelischen Entwicklung den Vater als „männliche Identifikationsfigur“. Zwar können andere Erwachsene im sozialen Umfeld diese Rolle ausfüllen. Bei den Frauen bleibt dennoch die Beunruhigung.

Generell ist festzustellen, daß es eindeutig angebbare familiäre Bedingungen gelingender oder scheiternder Entwicklung von Kindern kaum gibt. Welche Einflüsse welche Persönlichkeitstrukturen formen, läßt sich sicherlich nicht mit solch einfachen Erklärungsmodellen wie einer rund um die Uhr anwesenden Mutter, der „Vollständigkeit der Familie“ oder dem Vorhandensein des biologischen Vaters als „Identifikationsfigur“ vorhersagen. Ausschlaggebend dürfte eher die Qualität von Beziehungen als die Quantität der Bezugspersonen sein.

Perspektiven jenseits des tradierten Kernfamilienmodells

Ein Untergang „der“ Familie läßt sich auch für die Zukunft kaum prognostizieren. Mit den Scheidungen und Trennungen enden zwar die Paarbezie-

hungen, nicht jedoch die Familien. Lediglich die Monopolstellung des überkommenen Kernfamilienmodells ist gebrochen. Dessen quantitative Bedeutung nimmt in dem Maße ab, wie sich ein neues Spektrum familialer Lebensformen zu etablieren und auszudifferenzieren beginnt: Ein-Elter(n)-Familien, gleichgeschlechtliche Partnerschaften mit Kindern, Mehr-Eltern-Familien, gemeinsam verantwortete Elternschaft nach der Trennung und Formen sozialer Elternschaft. Mit der Auflösung der „Beständigkeit“ von Paarbeziehungen dürften Lebensform-Karrieren als Aufeinanderfolge verschiedener Varianten privater Lebensführung und Elternschaft sowie Muster von „Fortsetzungsbeziehungen“ künftig verstärkt zum Charakteristikum von Biographien werden. Das Ausmaß des tatsächlich stattfindenden familialen Wandels jedoch spiegelt sich vermutlich nicht annähernd in den amtlich veröffentlichten Daten, denn die Statistiken zur Familie bleiben perspektivisch vielfach dem familialen „Normaltypus“ verhaftet.³⁹ Dies Raster verhindert, daß eine Reihe familialer Wandlungsprozesse und alternativer Lebensformen sichtbar wird. Das gilt beispielsweise auch für soziale Mütter und Väter, die als „Mit-Eltern“ ohne sozial und rechtlich abgesicherten Status faktisch oft einen erheblichen Anteil der Sorgearbeit und Verantwortung für die Kinder übernehmen, aber bislang als gesellschaftlich relevante Gruppe kaum in Erscheinung treten.

Auch wenn im Alltag eine Pluralisierung familialer Lebensformen zu verzeichnen ist, familienpolitische Maßnahmen haben als implizite Orientierungsgröße vielfach immer noch die Kernfamilie mit Hausfrauen-Mutter im Visier. Der eklatante Mangel an Kinderkrippen, Kindertagesheimplätzen und Ganztagschulen zeigt, daß die im tradierten Kernfamilienmodell vorhandene Privatisierung des Kinderaufziehens - durch die Mütter - nach wie vor relativ selbstverständlich unterstellt wird. In den neuen Formen von Elternschaft liegen Chancen einer Umverteilung der Sorgearbeit und Verantwortung auf mehrere Personen. Ohne Anpassung von Arbeitszeitregelungen an Familienerfordernisse für biologisch-soziale und soziale Eltern, ohne ausreichende öffentliche Angebote der Kinderbetreuung bleibt den alternativen familialen Lebensformen jedoch nur die individualisierte Akrobatik des Alltags, das private Abenteuer der Abstimmung von Familie und Erwerbssphäre.

³⁹ Vgl. Rüdiger Peukert. a.a.O., S. 24 ff.